

Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft =
Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della
Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 120 (1940)

Vereinsnachrichten: Sezione di Antropologia e Etnologia

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

10. Sezione di Antropologia e Etnologia

Seduta della Società elvetica di Antropologia e Etnologia

Domenica e lunedì, 29 e 30 settembre 1940

Presidente : Prof. Dr. TH. DELACHAUX (Neuchâtel)

Segretario : SAMUEL PERRET (Neuchâtel)

1. FELIX SPEISER (Basel). — *Über melanesische Schildformen.*
Kein Referat eingegangen.

2. ALFRED STEINMANN (Zürich). — *Einige ethnologische Ergebnisse von Prinz Rangits Expedition ins Gebiet der Lawà (NW.-Siam).*

Die vorliegende Mitteilung bezieht sich auf eine Forschungsreise, die Prinz S. Rangsit im Einvernehmen mit dem Institut für Völkerkunde der Universität Zürich von November 1938 bis Februar 1939 nach dem Nordwesten von Siam durchgeführt hat; die nötigen ethnologischen Richtlinien erhielt er von Prof. Dr. Hans J. Wehrli.

Im Gegensatz zur buddhistischen Bevölkerung der Ebene von Chieng-mai, die sich im Laufe ihrer Geschichte erst mit den Mon, und später mit den Tai vermischt hat, haben die als „wilde Lawà“ bezeichneten Stämme, die die entlegeneren Berggegenden im Westen bewohnen, ausser ihrer Rasse und (austro-asiatischen) Sprache viel ursprüngliches Kulturgut bewahrt. Dies lässt sich u. a. an den Denkmalformen aufzeigen.

Von den auf jedem Dorfplatz anzutreffenden, mit verschiedenen Tieropfern (Rindern und Schweinen) verbundenen Denkmalformen erinnert der bis 4 m hohe, reich geschnitzte hölzerne Doppelpfahl, an dem das Opferrind für den Dorfgeist zur Schlachtung festgebunden wird, an die entsprechenden Gabelpfosten benachbarter zentral-hinterindischer Stämme, während der einzelstehende, unverzierte Holzpfeiler für das Schweineopfer an den Dorfältesten (Dorfgründer) den Ahnen symbolisiert. Beide Opferpfähle bleiben nach stattgehabter Zeremonie stehen und werden als solche stets wieder benützt.

Auch für die Toten werden nach erfolgter Erdbestattung, bei der auf dem Grabe ein Seelenhäuschen mit den Habseligkeiten des Verstorbenen und einer grösseren Anzahl von farbigen Fadenkreuzen aufgestellt werden, jeweils unverzierte hölzerne Gedenkpfeiler errichtet; sie befinden sich aber nicht auf den Gräbern selbst, sondern stehen unweit des Bestattungsortes zu Haufen beieinander. Die ausschliesslich für

die Abkömmlinge bestimmter Häuptlingsfamilien heutzutage errichteten, bis 2 m langen Gedenkpfeilen, stellen wahrscheinlich die hölzernen Entsprechungen früherer Steindenkmäler dar, die man in Form von Monolithen ab und zu in der Nähe verlassener Lawà-Siedelungen findet, wo sie nach Aussage der Eingeborenen ebenfalls zur Erinnerung an die Nachkommen von Häuptlingen dienten. Hier ist also, wie bei zahlreichen Bergstämmen Assams und Westbirmas, das Holzmal an die Stelle des Steinmals getreten. Auch in der Ornamentik der Lawà treten ganz ähnliche Stilmerkmale und Symbole auf, wie sie aus dem Kunstformenbestand der megalithischen Kunst Südostasiens bekannt sind. Obwohl bei den „wilden Lawà“ heutzutage weder eigentliche Verdienstfeste mit sozialen Gradstufen auftreten, noch Steindenkmäler errichtet werden, deuten die obengenannten Erscheinungen auf eine Mischung von Ahnenkult und Geisterverehrung mit Überresten ehemaligen Megalithentums hin, wie sie in ihrer reinsten Form bei gewissen Bergstämmen des zentralen Hinterindiens (Assam und Westbirma) bis heute lebendig geblieben ist.

(Eine ausführlichere Arbeit erscheint in der Zeitschrift für Ethnologie, Band 71, 1940.)

3. H. W. ITTEN (Interlaken). — I. *Ärztliche Gesichtspunkte zu unseren dringendsten Aufgaben in Übergangszeiten.*

Die Nachkriegszeit wird naturnotwendig allen lebensfähigen Völkern eine Steigerung des Wettbewerbs im Wirtschaftskampf bringen. Träger der Staatszukunft sind die jungen Leute. Ob diese im Lande selbst oder auf fremdem Arbeitsmarkt beschäftigt werden, wird für sie wie für den Staat die Intensität und Ausdauer, neben Können und Zuverlässigkeit des Charakters wichtiger sein als alles andere. Eben diese Eigenschaften erhalten und fördern auch unser kostbarstes Nationalgut: Die Summe der geschickten Köpfe und Hände, welche imstande sind, Bestehendes zu verbessern und Neues hinzuzufügen; sie sind nach Jefferson massgebend für die Voraussage eines Volkes, und unser Land war mit ihnen bishin am reichlichsten gesegnet.

Die bishin rätlich und einseitig nach dem Heeresbedarf besprochenen Vorschläge zur „Ertüchtigung der Jugend“ sind — insbesondere angesichts der viel fortgeschritteneren Bestrebungen einzelner Nachbarvölker — durchaus ungenügend. Genügen kann allein die Einführung der Körpererziehung als Pflichtfach in allen Schulen, Fortbildungsschulen, Kursen usw. bis zum 19. Altersjahr, wie sie hier vor 12 Jahren bereits als notwendig vorgetragen wurde. Diese Körpererziehung hat alle bishin reichlichen Erfahrungstatsachen zu berücksichtigen, muss von fachlich geschulten Lehrern unter Beiziehung des ebenfalls fachlich geschulten und interessierten Arztes geleitet sein. So allein wird sie der Gesamtheit der Jugend förderlich sein; sonst wird in Vorunterrichten und dergleichen wie auf Turn- und Sportplätzen nur eine Auslese weiter gefördert wird, während gerade die Bedürftigsten unter den gaffenden Zuschauern bleiben. Und so allein ist zu erwarten: Eine

allgemeine Abnahme der Engbrüstigen, Schmächtigen, Schwächlichen und Anfälligen und eine allgemeine Zunahme der Leistungsfähigkeit und — unter Beziehung McDougallscher Grundsätze — der Charakterbildung. Und das ist genau das, was die künftige Generation auf allen Arbeitsplätzen des In- und Auslands braucht, um sich und das Land hochzuhalten.

II. Über ungestörte Naturauslese und ihre Folgen.

Die geburtenarmen Städte sind die Verbraucher des ländlichen Bevölkerungsüberschusses. Es wird auf die wirtschaftlichen und biologischen Ursachen, Folgen der Abwanderungsbilanzen in einzelnen Talschaften und Gemeinden, hingewiesen. In diesen Quellgebieten des Arbeitsmarktes werden einerseits wertvolle Anlagen kumuliert, die aber — mangels Realisationsmöglichkeiten der engern Heimat — meist verloren gehen durch Abwanderung; andererseits häufen sich durch Kreuzung morbider Anlagen manchenorts bereits manifeste Krankheiten in besorgniserregendem Grad. Diese bleiben meist zurück, verarmen und steigern die Gemeindelasten gewaltig. Am Beispiel einer Kleinstadt mit Wohnungen aus dem 17. Jahrhundert wird gezeigt, wie sich in diesen die kinderreichen, armen Familien stauen. Siechtum besorgt die Ausmerzung daselbst öfters bei durchaus regenerationsfähigen Leuten. Was in modernen Städten allen selbstverständlich ist, bleibt dort mangels Finanzmittel weiter Last für Familie, Gemeinde und Staat. — Weitere Beispiele von scheinbar dominant werdendem Erbgang bishin als nicht erblich angesehener Krankheiten; ferner vom Naturgeschehen der Ausmerzung sogenannter „alpiner“ Rassetypen und Pykniker unter urtümlich alpinen Existenzbedingungen. Hilfe ist meist schwierig. Anschluss mit guten Verkehrswegen an das Vorland, Schulung in z. B. landwirtschaftlichen Schulen fördern eher ungünstige Abwanderungsbilanz. Gesundere Siedelung für Mensch (und Vieh) würde manches bessern. Abwanderung aus Inzuchtgebieten ist nicht zu hemmen, weil sie öfters Verdünnung morbider Anlagen bedeutet. Strengere Handhabung der Ehekonsense und biologisch geschulte, ärztliche Beratung (eventuell auch pfarramtliche) könnte manches Unheil verhindern.

4. WILHELM KOPPERS (Posieux-Fribourg). — *Meine völkerkundliche Forschungsreise zu den Primitivstämmen Zentral-Indiens, 1938 bis 1939.*

Zu einer ethnologisch-anthropologischen Untersuchung der zentral-indischen Gebiete haben indische und europäische Forscher in der Vergangenheit viel Wertvolles beigetragen. An einer systematischen Forschung fehlte es aber immer noch sehr. Aus dieser Erkenntnis heraus entschloss ich mich im Sommer des Jahres 1938, wenigstens ein volles Jahr der Forschungsarbeit den Primitivstämmen des zentralen Indiens zu widmen. Die Arbeit begann Ende Oktober 1938, Anfang Dezember 1939 fand sie ihren Abschluss. Abgesehen von den Behörden in Indien

unterstützten mich katholische und protestantische Missionare in höchst dankenswerter Weise. Zu ganz besonderem Danke bin ich dem holländischen Missionar L. Jungblut verpflichtet. Für die Finanzierung des Unternehmens sorgte in entgegenkommender Weise die Rockefeller Foundation.

Aus der grossen Fülle der Aufgaben musste eine besondere herausgegriffen werden: Die Wahl fiel auf das Bhilproblem. Die Bhils bewohnen bekanntlich die nordwestlichen Teile des zentralindischen Gebietes. Sie zählen über 1½ Millionen Individuen und sind sicher prä-arisch-indischen Ursprunges, obwohl sie heute eine arisch-indische Sprache (Abart des Gujarati) reden. Man hatte sich wiederholt die Frage vorgelegt, ob die Bhils ursprunghaft zu dem vorarischen Block der Munda- oder der Dravida-Völker zu stellen seien. Auf die Frage, ob die Bhils nicht ein Volk *sui generis*, also nicht mundaisch und nicht dravidisch sein könnten, war niemand gekommen. Auch mir leuchtete dieser Gedanke erst während der Forschungsarbeit an Ort und Stelle auf. Es war mir nämlich bald klar geworden, dass, um dem Bhilproblem zuverlässiger beizukommen, auch die nächstbenachbarten Vertreter einerseits der Mundas, anderseits der Dravidas mit in die Forschung einbezogen werden müssten. So verweilte ich denn auch mehrere Monate bei den mundaischen Korkus (und Nahals) und bei den dravidischen Gonds (und Baigas).

Bis heute vermochte ich erst einen Teil meiner Materialien durchzuarbeiten. Aber mein Eindruck geht bereits dahin — ich lege diese Auffassung noch mit gebührender Reserve vor —, dass die Bhils, die Nahals, die Kolis, (die pygmoidenhafte Grösse aufweisenden Baigas), und wahrscheinlich noch andere Primitivstämme Zentral-Indiens, ihrem Ursprung nach als nicht-mundaisch und nicht-dravidisch zu gelten haben. Damit würde eine bedeutungsvolle Revision in bezug auf die Bestimmung einer Anzahl von Primitivstämmen Zentral-Indiens notwendig werden. Ja, es hat weiterhin den Anschein, dass diese nicht-mundaischen und nicht-dravidischen Völkergruppen selber von Haus aus gar keine Einheit bilden, sondern recht verschiedenartig sind. Dieses gilt, soweit ich es derzeit schon beurteilen kann, sowohl in anthropologischer als auch in ethnologischer Hinsicht. Eine eingehendere Durchforschung der gegebenen Verhältnisse offenbart also auch in diesem Falle zunächst einmal deren grössere, bis dahin kaum vermutete Kompliziertheit.

Rein äusserlich gesehen, stellt sich das Ergebnis der Expedition dar wie folgt :

Handschriftliche Aufzeichnungen : über 3000 Seiten.

Vollständige Sammlung der Bhil-Ethnographica.

Teilsammlungen zur Ergologie der Korkus (Nahals) und der Gonds (Baigas).

Anthropologische Messungen (Männer und Frauen) : 500.

Haarproben : 70.

Blutgruppen-Bestimmungen : 260.

Bhil-Lieder, phonographisch festgelegt : 30.

Photos (schwarz-weiße und farbige) : über 3000.

Film (schwarz-weißer und farbiger) : über 800 Meter.

5. GEORG HÖLTKER (Posieux-Fribourg). — *Drei Jahre ethnologische und anthropologische Forschungen in Neuguinea, 1936 bis 1939.*

Meine ethnologischen und anthropologischen Forschungen in Neuguinea erstreckten sich ohne Unterbrechung auf die drei Jahre 1936 bis 1939. Als erste Aufgabe wählte ich mir für meine Expedition, besonders die kulturellen Verhältnisse in dem wissenschaftlich noch unbekannten Gebiete südlich der Sepik-Mündung im früheren Kaiser-Wilhelms-Land und auf den vorgelagerten Inseln zu studieren. Meine Methode war die intensive Lokalforschung. So wurden folgende Inseln und Stämme eingehend erforscht : die Inseln Karkar, Manam, Boesa, Biem und Ubrub. Dann am Festland die Stämme : Sepa-Wanami (zwei melanesische Stämme am Bogia-Hafen), Mikarew-Ariaw (zwei papuanische Stämme im Bogia-Hinterland), Tanggum (Papuastamm im Busch hinter Bogia), Bosngun (ein papuanischer Kopffjägerstamm am Unterlauf des Ramu) und die Küstendörfer zwischen Sepik und Monumbo : Watam und Nubia-Awar. Kürzere oder mehr gelegentliche Forschungen schenkte ich den Kire-Puir am Ramu, den Monumbo bei Potsdamhafen, den Ngaimbom als den Stammverwandten der Monumbo, den Dörfern Boroï und Kayan am Ramu-Unterlauf, den Inlandbewohnern von Banara und anderen mehr. Die gesammelten umfangreichen Materialien sollen später jeweils als ausführliche Stammesmonographien in Buchform erscheinen. Etwa 2500 Originalphotos und eine ethnographische Sammlung mit rund 2000 Objekten wurden von der Expedition mitgebracht. Neben der Hauptaufgabe der ethnologischen Forschung wurde bei Zeit und Gelegenheit die Anthropologie nicht vergessen. So konnte ich 1685 Eingeborne ausführlich anthropologisch messen und von 326 Individuen Handabdrücke nehmen (vgl. dazu die Mitteilung von O. Schlaginhaufen im Bull. d. Schw. Ges. f. Anthr. u. Ethn. 1939/40, S. 13—15). Auch die sprachlichen Aufzeichnungen sind ziemlich umfangreich. Die Sprache der Nubia, eines papuanischen Kopffjägerstammes an der Hansabucht, wurde aus dem Munde der Eingebornen erlernt. Eine ausführliche Grammatik mit vielen Texten und ein sehr umfangreiches Wörterbuch der Nubia-Sprache konnte ich fertigstellen. Dass meine Expedition so ausserordentlich reiche und gute Resultate erzielte, verdanke ich in erster Linie der treuen und steten Mitarbeit der dort wirkenden katholischen Missionare SVD, die seit Jahren in engstem Kontakt mit diesen Stämmen leben und deren Vertrauen besitzen.

6. THÉODORE DELACHAUX (Neuchâtel). — *Un instrument de musique inédit du Sud-Ouest de l'Angola.*

Lors de notre expédition avec la deuxième Mission scientifique suisse dans le Sud-Ouest de l'Angola en 1933, nous avons eu l'occasion

de faire une belle récolte d'instruments de musique. Autant que cela était possible, nous en avons étudié la technique et les particularités.

L'instrument dont il est question ici est à ma connaissance encore inédit, du moins sous la forme qu'il revêt dans ce pays. En effet, aucun des voyageurs en parle, pas même Tönjes (1911) dont l'étude sur les Ovambo est classique. Son dictionnaire ne cite pas non plus le nom de l'instrument. La seule citation que je connaisse se trouve dans la légende d'une photographie reproduite dans « Angola et Rhodesia » (Mission Rohan-Chabot 1912—1914), vol. V. La tribu des *Vanyaneka*, par les RR. PP. Lang et Tastevin, C. St. E., paru en 1938. Malheureusement, il n'en est pas question dans le texte; malgré cela, c'est une indication qui complète notre documentation.

La partie essentielle de l'instrument est un arc de bois encoché en crémaillère sur toute sa face externe et bandé par une double corde. Cette corde a ceci de particulier, qu'elle traverse de part en part deux grosses calebasses, le col de la plus volumineuse s'emboîtant dans le fond de la seconde. Une forte ligature de vannerie, colmatée avec de la bouse de vache, assure la rigidité du tout. Le plus grand des résonateurs est percé à sa face supérieure d'un gros trou rond. Les dimensions varient dans de certaines limites; le plus grand de ces instruments que nous ayons rencontrés avait une longueur de 69 centimètres et la hauteur de l'arc était de 54 cm. L'épaisseur de l'arc est de 1,2 à 1,3 centimètres et présente en moyenne 22 coches par 10 centimètres. La double corde passe, comme nous l'avons dit, au travers des deux calebasses dans leur sens axial. A cet effet, le fond de la seconde est percé de deux petits trous. Pour maintenir l'arc au-dessus du trou de résonance, il est fixé par une ligature à la panse de la calebasse.

La plupart des râcleurs se jouent d'une seule main au moyen d'un bâton qui, en frottant plus ou moins rapidement sur les dents de l'arc, produit un son de crécelle. Ici les deux mains jouent, chacune d'une manière différente. La main gauche tient un bâton de 15 à 20 centimètres et de la grosseur d'un crayon, entre le pouce et l'index d'une part, de l'autre entre l'annulaire et le petit doigt. La pose de la main est très gracieuse. La main droite tient un petit balais formé d'une dizaine de baguettes flexibles, de 50 à 60 centimètres de longueur, et liées par un lien de fibres. Chaque main produit donc un bruit différent: le bâton un bruit sec et crépitant, le balais un bruit plus doux, un bruissement uniforme.

Le mystère qui a entouré jusqu'ici cet instrument de musique de grandes dimensions tient probablement au fait qu'il n'est employé que dans des cérémonies rituelles de médecine et de magie, et cela uniquement dans celles qui ont trait aux femmes. En règle générale, ce ne sont que des femmes qui en jouent. Nous possédons cependant un document, une photographie de C.-E. Thiébaud, où l'on voit un homme jouant de l'ekola, mais il s'agit de la cérémonie de consécration d'une magicienne. Nous avons recueilli d'autre part deux perles ou pendentifs qui passaient pour des insignes de femmes initiées à l'art de l'ekola. Ces

perles contiennent certainement quelque partie du coq ou de la poule sacrifié lors de cette consécration. Nous tenons les renseignements d'une ancienne dame de la cour de la reine du Kwanyama et grâce à l'obligeance du R. P. Mittelberger, supérieur de la Mission catholique d'Omupanda. La photographie donnée par les RR. PP. Lang et Tastevin pour les Nyaneka représente une devineresse dansant au son de l'ekola (nom de l'instrument, ekola ou omakola).

Au Bas-Congo, donc au Nord de l'Angola, nous trouvons un instrument qui a de grandes analogies : il s'agit d'un tambour-fétiche de la chasse, décrit par Frank Longland. Lesalebasses sont ici remplacées par un corps de tambour évidé en forme d'antilope et vêtu de peaux. Une fente court le long du dos et par-dessus cette fente est tendu un bois dont le dessus est taillé en crémaillère. Ce qui complète surtout la ressemblance, c'est le fait qu'il y a pour jouer un bâton et un balais fait d'un bout de bambou taillé en plusieurs lamelles.